

Zum Sonntag / Unterhaltungsbeilage des „Sächsischen Erzählers“

Fährmann, fahr zu!

Des Rahms Schwanken auf reißendem Fluß
 Trägt uns des Handels unsterbliches Ruh.
 Fährmann, fahr zu!

Reißt uns des Schicksals fackelnde Not
 Hinein in das sterbende Abendrot:
 Fährmann, fahr zu!

Treibt dich des Wankens bangende Nacht,
 Schläge mit brünstigem Mollen die Schicht.
 Fährmann, fahr zu!

Leben, o Leben, du schwindendes Boot,
 Anfang und Ende — uns schreit nicht der Tod.
 Fährmann, fahr zu!

Halte das Steuer in sicherer Hand,
 Raufchend umfängt uns das flüchtige Sand.
 Fährmann, fahr zu!

Fährmann, fahr zu! Hinein in die Bogen,
 Die Sinne frei, den Raden gebogen:
 Fährmann, fahr zu!

So stehe am Steuer im Lebensschiff,
 Umkammerst des Raders gusseisernen Griff:
 Fährmann, fahr zu!

Wägen die Stürme und Brandungen toben:
 Wir rüsten die Fährer und Herzen nach oben.
 Fährmann, fahr zu!

Ferdinand Oppenberg.

Not und Hoffnung.

Von Ernst Böns.

Schwere Wolken jagen an grauerhangenen Himmel.
 Die Bäume strecken ihre blätterlosen Zweige empor wie
 dürrer Arme, die verzweifelt um Hilfe stehen. Schwarz dehnt
 sich das Land in diesem schneearmen Winter. Kein wärmendes
 Weiß deckt und mildert die harten Linien. Über die Winter-
 staub, die der Bauer trotz Schicksalschläge und Ent-
 täuschung mit hoffender, pflichtbewusster Hand dem Boden
 anvertraute, glüht in breiten Streifen zwischen den Schollen
 des in Ruhe liegenden dunklen Aders.

Dunkel und schwer ist es auch noch immer das Schicksal
 auf uns, dem deutschen Volke. Wir wenden uns um und
 sehen einen Augenblick den Weg zurück, den wir in den letz-
 ten zwei Jahrzehnten gegangen sind. Stauern und Ver-
 wunderung erfüllt uns. Bewunderung über die
 schier unerschöpfliche Lebenskraft, die in unserem Volke
 noch allen wirkt. Wer hätte sich wohl getraut, zu
 glauben, als wir am Anfang dieses Lebensweges stan-
 den, daß wir ein solches Übermaß von Entbehrungen
 und Schmerzen, daß wir so viele und so schwere Kampf-
 und Notjahre überwinden würden, ohne unter der Last des
 uns auferlegten Kreuzes zusammenzubrechen?

Gewiß, auch in früheren Zeiten, die wir „normale“
 nennen, war Einzelnen unter uns die Not nicht fremd. Auch
 damals wurden sie von Schicksalschlägen, Krankheiten und
 Mißgeschick heimgesucht, mußten sie schlimme Daseinskämpfe
 durchleben, aber es waren vereinzelte Ereignisse, die wohl im
 Augenblick schwer trafen; aber die Zeit bot der Wüstge-
 heiten genug, sich wieder aus der Niederung emporzuarbei-
 ten. Wir waren noch im Vollbesitz unserer Kräfte, und was
 heute der Hand entglitt, sahen wir morgen wieder mit star-
 ken Fäusten an. Jetzt scheinen die arbeitswilligen Hände
 ermattet zu sein vom Warten, von Enttäuschungen und ge-
 scheiterten Hoffnungen. Wir leben in anderen Zeiten. Da-
 mals galt ein Konkurs für schimpflich; heute aber bricht
 Wert auf Wert zusammen, ein Arbeitsplatz nach dem an-
 deren leert sich. Die öffentlichen Kassen sind leer. Die Kunst
 des Staates besteht nicht mehr darin, die Wohlfahrt des
 Reiches zu mehren, sondern man müht sich, mit Notbehelfs-
 maßnahmen von Woche zu Woche, von Monat zu Monat ein
 längliches Leben weiter zu fristen. Alles um uns her,
 Bauernarbeit und Wirtschaft, Staat und Wohlfahrt, was wir
 vor zwanzig Jahren noch für unerschütterlich hielten, wankt
 und droht zu stürzen. Wenn Kant in seiner Anthropologie
 noch sagen konnte: „Der größte Sinnengenuß, der gar keine
 Genußgattung von Eitel bei sich führt, ist in gesundem Zustande
 Ruhe nach der Arbeit“, so sind wohl viele Millionen unserer
 Volksgenossen zur Ruhe gezwungen, aber es ist die däm-
 mernde Ruhe der Verzweiflung, denn das, was das Leben
 lebenswert macht, die schaffende Arbeit, ist ihnen versagt.

Eine große gemeinsame Not verbindet uns alle, und
 doch ist diese Not nicht hoffnungslos, denn sie gebietet die
 Pflicht der gemeinsamen Tat. Diese Pflicht ist der grünende
 Hoffnungstreifen der Winterzeit, der uns zwischen den
 schwarzen Fledern der Not leuchtet. Und ist dem leidenden
 Volke nicht schon ein Trost in dem milden Winter gewor-
 den? Er hat doch wenigstens die Kermessen unter uns davor
 bewahrt, neben der kalten Not auch bitterste Kälte ertragen
 zu müssen. Gewiß werden wohl noch einige winterliche Tage
 mit Frost und Schnee bevorstehen, aber die Hauptwinterzeit
 liegt doch bereits hinter uns. Die Sonne hat ihren tiefsten
 Punkt überwunden. Die Tage werden merklich länger. Die
 Knospen an Baum und Strauch schwellen mehr und mehr,
 in zwei Monaten wird die Natur wieder im grünen
 Schmuck stehen. So wie sie nimmer rastend tätig ist, sollen
 auch wir uns nicht trübseligem Wägeln ergeben. In grün-
 ender Hoffnungstreue soll unser Geist alle Abwehr-
 kräfte auf den Plan rufen, die Not zu wenden; dafür ist uns
 der Geist gegeben. Wir erinnern uns an das Wort unseres
 Altmeisters Goethe:

„Nun blüht der Geist. Auf einmal seh' ich Not
 Und schreie getroffen: Im Anfang war die Tat.“

Wenn fast zwanzig Jahre des Elends und der Enttäu-
 schungen es nicht vermocht haben, uns das Rückgrat zu bre-
 chen, so dürfen wir erst recht nicht jetzt verzweifeln. Je ein-
 mütiger wir zusammenstehen, desto schneller wird die Wende,
 der Luffstige kommt, auf den die ganze Welt wartet. Auf
 uns sehen alle Blicke voll Hoffnung, so sie guten und voll
 Furcht, so sie bösen Willens sind. Auch das Börsch und
 Ueberalterte im Walde muß vor dem Frühlingswind erzit-
 tern, aber das Kräftige, Lebensvolle erwartet das Brausen

des Jenseits mit froher Gewißheit, denn der Sturm legt die
 verbrauchte Luft fort und schafft Raum für neues Wachstum
 und Aufwärtsstreben. Daß wir als Volk noch jung und
 lebensstark sind, haben wir in den Jahrzehnten schwersten
 Kampfes und Schmerzes bewiesen. Mag der Föhn uns um-
 toben, wir werden ihn überleben, wenn wir festhalten an
 unserem Heimatboden, an unserer Lieberlieferung, an deut-
 scher Sitte und deutscher Kultur, denn „hier sind die starken
 Wurzeln unserer Kraft“, die uns fest mit der Erde verbinden.
 Und steht die deutsche Erde auch jetzt noch blätterleer, sind
 ihr auch einige Äste gebrochen, der Stamm erhebt sich in
 alter Mächtigkeit. Er wird grünen und sein mächtiges Blät-
 terdach uns zum Schutz ausbreiten. In seinem Hort werden
 wir Geborgenheit finden vor allen Stürmen, die uns noch
 drohen.

Gruß aus dem Jenseits.

Stizze von G. W. Deininger.

Es war ein seltsames Paar, das eines Tages in dem
 kleinen, abseits der großen Straße liegenden kaffeehaischen
 Ceebad aufsaß. Anfangs wachte niemand so recht, was
 man davon halten sollte. Die Frau hatte kahneweiße Haare,
 der Mann war jung, viel jünger als sie. So mußten sie
 wohl Mutter und Sohn sein. Aber warum gingen sie dann
 Arm an Arm am Strand, warum saßen sie eng nebenein-
 ander wie zwei Stühle auf den Felsen und haben wie ver-
 lorene in ihrem Blick dem Spiel der Brandung zu ihren
 Füßen zu?

Es dauerte lange, bis zwischen dem ungleichen Paar und
 den ständigen Bewohnern des kleinen Ortes die Brücke ge-
 schlagen wurde. Eine Familie gepaart durch einen freund-
 nachbarlichen Dienst das Vertrauen der Frau und erfuhr
 eines Tages aus deren Munde eine Geschichte: „Ich weiß,
 man zerbricht sich den Kopf über uns, lächelt und sagt, wir
 seien miteinander verliebt, ich, die alte Frau, und der junge
 Mann. Wir haben Grund dazu, doch es ist nicht Liebe, wie
 die Welt sie versteht.“

Verliebt und glücklich war ich vor dreißig Jahren. Wir
 hatten eben geheiratet, Jan und ich. Es geschah gegen den
 Willen seiner Eltern, denn sie waren reich und wollten von
 einer armen Schwiegermutter nichts wissen. Sie kümmernten
 sich nicht um mich, schnitten mich und mochten mir doch das
 Leben schwer, als der erste Lammel des Glückes verbrät war.
 Und nun kämpfte Jan einen schweren Kampf zwischen seinen
 Eltern und mir.

Es war vielleicht meine Schuld, daß seine Liebe zu mir
 nicht siegte. Ich glaubte, er hätte nicht fest genug an mir,
 und seine Liebe sei im Schwanden. Lange suchte ich nach
 einem Mittel, seine Richtung wieder ganz für mich zu ge-
 winnen. Ich hoffte, am Ziel zu sein, als ich einen Jungen
 kennen lernte. Doch dann änderte ich, mich gedankt
 zu haben.

So kam ich auf einen verzweifeltsten Gedanken. Ich
 wollte ihn eifersüchtig machen. Ich lächelte anderen Männern
 zu und wurde unglücklich, tief unglücklich. Denn Jan ver-
 stand mich nicht. Er glaubte wirklich, ich sei das seltsamste
 Ding, als das seine Eltern mich bezeichneten, und er zerbrach
 unsere Ehe mit einem Schlag. Als ich eines Tages vom Ein-
 kausen nach Hause kam, fand ich weder Jan noch das Kind.
 Ein Zettel lag auf dem Tisch. Ich habe seinen Inhalt damals
 auswendig gelernt, so oft las ich ihn wieder und immer wie-
 der, in der unstilligen Hoffnung, ich könnte mich getäuscht
 haben und die Fellen würden plötzlich einen anderen Sinn
 annehmen: „Meine Eltern haben recht, als sie sich unserer
 Ehe widersetzten. Jetzt ist alles zu spät. Ich schäme mich, zu
 meiner Familie zurückzukehren, und gehe dorthin, wo mich
 niemand kennt. Das Kind soll nicht bei Dir bleiben, und ich
 will auch nicht, daß meine Eltern es erziehen und Deine
 Schuld büßen lassen. Es ist verorgt, und Du brauchst keinen
 von uns beiden zu suchen.“

Wenn ich damals nicht meinen Verstand verlor, so war
 es nur die Hoffnung auf ein Wiederfinden, die mich aufrecht
 erhielt. Doch ich suchte vergeblich, und Jims Eltern sagten,
 sie wußten auch nichts von den beiden, ließen mir die Tür
 wachen.

Dann kam ein Jahr später eine Nachricht. Es war die
 Zeit, da sie in Klondike Gold fanden und Tausende vom Fie-
 ber gepackt wurden. Da brachte mir die Post von dort oben
 ein Briefchen ins Haus. Ich fand eine Pistole darin und
 einen Brief vom Kommando der kanadischen Nordwest-Pol-
 izei. Sie schrieb mir, der Konstabler Jim Vernon habe ge-
 beten, mich davon zu benachrichtigen, wenn ihm einmal etwas
 zustoßen sollte. Und nun sei es soweit, denn eine unbekannte
 Kugel habe Jim auf einem Patrouillengang getroffen. Alles,
 was man bei ihm gefunden, gehöre der Polizei, nur die
 Pistole nicht. Sie sprachen mir ihr Beileid aus, und das war
 alles, was ich erfuhr. Vom Kind war mit keinem Wort die
 Rede. „Ich warf die Pistole zur Seite wie heißes Eisen,
 schleuderte sie in irgendeine Ecke und begann Jim über das
 Grab hinaus zu hassen.“

Fünfundsiebzig Jahre lang schlug ich mich allein durchs
 Leben. Mancher Mann wollte mich haben. Doch ich schreckte
 sie ab, wie alle mit harten Worten zurück, und mein Herz
 machte mich noch unglücklicher, bis ich gleichgültig wurde
 und das Leben mit der Not und den Einschränkungen, die
 meine Lage mir brachte, nur noch als lästige, unvermeidliche
 Bürde trug.

Es war wohl nur ein Zufall, daß ich vor einem Jahr in
 alten Dingen kramte, und plötzlich lag die Pistole vor mir.
 Die Wunde war nicht mehr offen, und ich fühlte keinen Ab-
 schmerz mehr vor der Waffe. Ich nahm sie in die Hand. Der
 Griff mit dem Patronenlager erschien mir so schwer. Ich
 löste durch einen Druck den fast eingeroosteten Haltestift, und
 der Rahmen fiel heraus. Er war nicht mit Patronen gefüllt,
 sondern mit mittelgroßen Körnern, von grünlichen Flecken
 durchzogen. Gold!

Bestürzt schüttelte ich alles auf den Tisch. Und dabei fand
 ich noch ein anderes: Ein zusammengefallenes Papier. Es
 warf mich aus dem gewohnten Geleis, es riß die alte Wunde
 wieder auf, und gleichzeitig brachte es mir das Glück. Denn
 ich las ein paar Zeilen von Jims Hand, ich las seinen Gruß
 aus dem Jenseits: „Der Weg ist zu Ende. Ich verblute an
 der Kugel Pierre Rastagneaus, den ich vor einem halben

Jahr auf fremdem Claim überrollte und zur Anzeige brach-
 te. Ich stecke meinen letzten Gruß an Dich, Mann, in meine
 Pistole, die man Dir schicken wird. Ich weiß nicht, ob ich
 recht tat, Dich zu verlassen. Ich hätte vielleicht geduldiger
 sein sollen. Ich durfte Dir sicher nicht das Kind nehmen. Ich
 will gutmachen, was ich noch gutmachen kann. Das Kind
 habe ich fremden Händen gebracht und ihnen genug Geld ge-
 geben, um seine Existenz zu sichern. Hol es Dir jetzt, Mann!
 Es ist in Vancouver bei Betty O'Reill, Regent Street. Sieb
 wohl und denke ohne Gröhl an mich!“

Unter seinem Namen hatte er noch eine Zeile gesetzt:
 „Das Geld ist alles, was ich habe. Es wird Dir genügen,
 um nach Vancouver zu kommen.“

Wozu soll ich Ihnen erzählen, wie der letzte Gruß des
 Toten mich aufwühlte? Wie ich nur Gedanken hatte an unser
 Kind, das längst erwachsen sein mußte, wenn — es noch
 lebte, wenn ich es überhaupt fand.

Sie wissen nun: Ich habe Jim, den Jungen, gefunden.
 Es war ein langer Weg, den ich zu verfolgen hatte, denn ich
 kam ja fünfundsiebzig Jahre zu spät. Doch nicht spät genug,
 um nicht noch glücklich zu werden. Vor einem Monat fanden
 wir uns drüben im Osten, fast am gleichen Tag, da ich von
 der Nordwestpolizei die Nachricht erhielt, sie hätten auf meine
 Anzeige hin Pierre Rastagneau, den Mörder, festgenommen.
 Wunders Sie sich nun, wenn Jim, mein Junge, und
 ich wie Verliebte sind?“

Wappen von Hamburg.

Geschichtliche Skizze

von Dietrich Bellmer-Defermünde.

Am Herbst 1888 lag das Drogenschiff „Wappen von Ham-
 burg“ vor dem spanischen Hafen Cadix auf Reede. Es war
 Sonntag, und in der Kajüte des Kapitäns saß um den Füh-
 rer des Schiffes, Admiral Karpfanger, eine Gesellschaft spani-
 scher Freunde, den bevorstehenden Abschied zu feiern.

Rund herum um das Drogenschiff ankerte eine Anzahl
 Hamburger Handelsfahrzeuge. Sie hatten sich hier verlam-
 met, um unter dem Schutz des „Wappen von Hamburg“
 am nächsten Tage die Heimreise nach der Elbe anzutreten;
 denn an der spanischen Küste und in der Nordsee trieben sich
 noch immer verwegene Seeräuber umher.

Es war ein wunderbarer Oktobertag. Der Himmel
 breitete seinen glühenden Sternenteppich aus, und schir-
 mend grüßten die ewigen Vampfen der Unendlichkeit Land
 und Meer. Die weite Bucht von Cadix lag still da, und kaum
 hörte man die Wellen plätschern, nur von Zeit zu Zeit
 glaupte eine kleine milde Woge am Rumpf des Drogenschiffes
 auf. Die niedrigen Fenster der Kajüte des „Wappen von
 Hamburg“ waren geöffnet, und von Bord her trug ein wei-
 cher Wind den Duft der Zypressen und Orangendäume.

Admiral Karpfanger war der Mittelpunkt der Gesell-
 schaft; er erzählte seinen Gästen Einzelheiten des Kampfes,
 den er vor vielen Jahren in diesen Gewässern mit Seeräu-
 bern bestand. Sie hatten eine von Westindien heimtrende
 spanische Silberflotte überfallen und waren erst durch das
 plötzliche Aufstehen des Hamburger Drogenschiffes in die
 Flucht geschlagen worden. Den Admiral Karpfanger über-
 hausten damals die Spanier mit Ehren, und er galt seit je-
 nem Kampfe als ein großer Seeheld.

Mitten in der Erzählung hielt der Kapitän inne, denn
 draußen auf Deck war ein großer Lärm entstanden. Man
 vernahm gellende Rufe und heftiges Getrampel, es schien
 eine Aufregung zu sein, als ob eine Seeräuberflotte im
 Anmarsch wäre.

Im nächsten Augenblick wurde die Tür zur Admirals-
 kajüte aufgerissen. Ein Matrose schrie: „Feuer“. Dann war
 Karpfanger auch schon über den Tisch gesprungen, und nach
 wenigen Schritten stand er mitten auf Deck, wo die Besatzung
 kopflos umhertannte. Kurz gab der Admiral die Befehle,
 und stumm wurden sie ausgeführt, aber es war fast un-
 möglich, in diesem Ansturm zu arbeiten, der wie eine dicke
 schwere Wolke aus dem Innern des Schiffes drang und dann
 langsam über die silber glänzenden Wasser des Cadixer Gol-
 fes abzog. Nicht lange dauerte es, dann züngelten die Flam-
 men aus dem Schiffsbauch; sie griffen mit rasender Schnel-
 ligkeit um sich, ergriffen die Decksausbauten, die Rettungs-
 boote, die Kelling und schlugen aus den Luken heraus. Die
 Masten und Rahen des „Wappen von Hamburg“ schimmer-
 ten hellrot in diesem Feuerchein, und die Kanonenrohre
 glüherten von Flammen umlobert.

Die spanischen Gäste hatten längst das Unglückschiff ver-
 lassen; ohne Abschied vom Admiral zu nehmen, waren sie
 in ein Boot gesprungen und davon gerudert. Auch ein Teil
 der Besatzung des Drogenschiffes verließ in der allgemeinen
 Verwirrung das brennende Schiff, dessen Pulverkammern
 fast bis zum Bersten gefüllt waren.

Der Admiral gab Rottsignale, um Hilfe von den in der
 Nähe liegenden Schiffen und von Land herbeizurufen. Wohl
 schickten einige Hamburger Fahrzeuge Boote, welche die ge-
 fährdete Besatzung abholen sollten, aber die Cadixer liefen
 am Hafen zusammen und verfolgten aus sicherer Entfernung
 das grandiose Schauspiel. Hilfe wagten sie nicht zu schicken.
 Unergründlich fraßen die Flammen am dem Hamburger Schiff
 weiter, und Karpfanger selbst wußte bald, daß Menschenkraft
 gegen dieses fürchterliche Element nicht auskommen könne.
 — Jemandem erlöste der Ruf „Rette dich wer kann“. Dann
 stieg der Rest der Besatzung über Bord, um in Booten oder
 schwimmend das Band zu erreichen.

Nun forderte Admiral Karpfanger auch die Offiziere
 auf, das Schiff zu verlassen. Zuletzt schob er seinen Sohn in
 das Boot. Der bat den Vater trisfällig, auch er möge das
 dem Untergang gemehrte Schiff verlassen. Aber der Admiral
 wehrte ab.

Die milde Oktobernacht, die über der Bucht von Cadix
 lag, wurde taghell erleuchtet von dem Flammenmeer, das
 auf dem „Wappen von Hamburg“ brodelte. Immer noch
 sah man den von Flammen umlobten Admiral auf Deck
 stehen, von Zeit zu Zeit machte er einige Bewegungen, um
 stürzenden Masten oder fallenden Rahen auszuweichen. Es
 schien, als wenn die feurige Glut den Führer des einst so
 stolzen Schiffes verschonen wolle.

Am Ritternacht erlöste ein langrollender Donner. Das
 waren die Geschütze, deren Ladung sich in der Hitze nach-